

Eltern von denen man nicht spricht

Autor(en): **Jolowicz, Almeda R. / Hofer, A.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Fachblatt für schweizerisches Anstaltswesen = Revue suisse des établissements hospitaliers**

Band (Jahr): **25 (1954)**

Heft 4

PDF erstellt am: **05.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-808373>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

nur jenes Mitleides gedacht werden, das vermutlich von den meisten Behinderten als echt empfunden wird.

Der vom wahren Mitleid Ergriffene fühlt sich stets mit dem Leidenden solidarisch. Er weiss, dass kein Geschöpf, und ganz bestimmt kein Mensch isoliert im Weltall steht, sondern setzt die Verbundenheit der Geschöpfe voraus. Der Mitleidvolle ist bereit, einen Teil des Leidens, das ihm begegnet, auf sich zu nehmen. Ja, er fühlt sich vielleicht in einer tieferen Schicht seiner Seele verantwortlich für die Ursachen dieses Leides, in gleicher Weise wie wir in einem gewissen Sinne an jeder Menschheitskatastrophe mitverantwortlich sind. Dieses Solidaritätsgefühl des vom wirklichen Mitleid Ergriffenen drückt sich durch ein entsprechendes Verhalten dem Behinderten gegenüber aus. Da Mitleid immer eine Form des Solidaritätsgefühls ist, gibt sich der Mitleidige, notwendigerweise, sachlich und kameradschaftlich. Der von diesem edlen Gefühl Erfüllte überwindet leicht Schrecken und Furcht, die ihm zuweilen der ungewohnte Anblick Gebrechlicher einflössen mag. Er ist in Wort und Geste verhalten, da jedes echte Gefühl sentimental Ueberschwang scheut. Hat er Gelegenheit, einem Behinderten praktisch zu helfen, tut er dies in kameradschaftlich unauffälliger Weise.

Der sinnvollste Ausdruck jedoch des Mitleides Behinderten gegenüber ist immer der Versuch, sie im Rahmen ihrer Möglichkeiten in eine Arbeitsgemeinschaft einzuordnen. Das Bedürfnis nach Gemeinschaft ist bestimmt für die meisten Menschen so elementar, wie jenes nach Nahrung. Jeder Behinderte ist, je nach der Art seines Gebrechens, mehr oder weniger abgesondert. Für ihn bedeutet

die Arbeit eine der wichtigsten Brücken, die ihn aus seiner Isolierung hinausführt und mit der übrigen Schöpfung verbindet. Selbst eine von aussen gesehen geringfügige Dienstleistung beweist ihm das Vorhandensein innerer Kräfte und schenkt ihm zugleich das Bewusstsein seiner Würde.

Derjenige, der ein behindertes Kind für irgend eine Arbeitsleistung fähig macht, tut ein Doppelpertes.

Dem Kinde gegenüber beweist er sein menschliches Solidaritätsgefühl, also echtes Mitleid, da er im Leidenden einen Gefährten sieht, der in passiver oder aktiver Weise einem Werke dienen kann. Gleichzeitig hilft er mit, verborgene Kräfte freizumachen und schafft eine Verbindung zwischen dem Gehemmten und der menschlichen Gemeinschaft. So entspringt echtes Mitleid jenem Solidaritätsgefühl, das den Leidenden nicht nur stützen, sondern dessen innere Würde bewahren will.

* * *

Diese Zeilen hat eine von Geburt an schwer gebrechliche, unbeweglich an ihren Fahrstuhl gefesselte junge Frau geschrieben, auf Grund ihrer eigenen Erfahrungen mit dem Mitleid. Sie hat die verschiedenen Haltungen der Gesunden gegenüber den Gebrechlichen kennen gelernt. Sie weiss auch um die Tätigkeit und um das Ziel von Pro Infirmis — aus echtem Mitleid — den Gebrechlichen zu helfen, dass sie wertvolle und selbständige Glieder der Gemeinschaft werden können. Dazu braucht es die Unterstützung aller.

Eltern von denen man nicht spricht

Referat von *Almeda R. Jolowicz*, Fürsorgeamt des Bezirkes Nassau, Mineola, New York. Vervielfältigung der Federal Security Agency, USA, Children's Bureau, Washington.) Freie, leicht gekürzte Uebersetzung aus dem Amerikanischen von *A. Hofer*, Zürich.

An der Schule für Soziale Arbeit Zürich findet vom Februar bis Juli 1954 ein Kurs für Casework statt, an dem vor allem Praktikumsleiter der Schule teilnehmen. Für die Leitung des Kurses haben die Vereinten Nationen (UNO) der Schweiz durch Vermittlung des Eidg. Politischen Departementes, Miss Eva Burmeister als Berater zur Verfügung gestellt. Miss Burmeister, die seit Jahren das Lakeside Childrens Center Milwaukee / Wisconsin, Amerika (Heim für schwierige Kinder und angeschlossene Jugendfürsorgestelle) leitet, ist auch bei uns durch ihre Bücher keine Unbekannte. Wir werden ihr eben ins Deutsche übersetzte Buch «45 in einer Familie» demnächst im Fachblatt eingehender besprechen.

Wir veröffentlichen nachstehend einen Artikel, wie er zu Unterrichtszwecken in diesem Kurs benutzt wurde und möchten darauf hinweisen, dass die Schweizerische Vereinigung Sozialarbeitender nach Kursabschluss die Herausgabe einer Broschüre mit weiteren Artikeln plant. Die hier behan-

deltete Frage «Eltern von denen man nicht spricht», erscheint uns wichtig für jedes fremdplazierte Kind, lebe es in einer Pflegefamilie oder in einem Heim. Wir sind deshalb überzeugt, dass die Ausführungen weite Leserkreise des Fachblattes zu interessieren vermögen.

Eines der Merkmale der Arbeit mit Kindern ist das, dass man oft jahrelang warten muss, um die Entwicklung und das Resultat der Arbeit zu sehen. Es gibt Kinder, die sich nie anpassen. Ihr Versagen, das in einigen Fällen auch unser Versagen ist, ist offensichtlich, selbst für einen oberflächlichen Beobachter. Es gibt aber auch andere Kinder, die sich jahrleang bis zur Adoleszenz gut anpassen und deren Verhalten dann charakterisiert ist durch überdurchschnittliche Reizbarkeit, Trotz und Herausforderung. Viele dieser Kinder, die oft jahrelang eine höchst oberflächliche Beziehung zu ihren Eltern hatten, fangen an, sich mit allen Mitteln nach ihren *Verwandten umzusehen* und nehmen

manchmal sogar einige ihrer charakteristischen Eigenschaften und Verhaltensweisen an. «*Er wird genau wie sein Vater*», mögen dann seine Erzieher müde feststellen. In solchen Momenten enthält die Feststellung fast immer den Sinn von «wenig wünschbaren Eigenschaften annehmen», und wenn sie sehr stark ausgesprochen ist, kann sie sogar dazu führen, dass der Erzieher das Kind aufgibt.

Hier zwei Beispiele:

1. Da kleine Mädchen wurde mit 4½ Jahren fremdplaziert. Die Eltern waren geschieden und man hörte nie mehr etwas vom Vater. Bereits während der Ehe hatte die Mutter mehrere Männerbekanntschaften. Sie nahm ihre Freunde mit in die Wohnung. Sie führte dieses Leben nach der Scheidung weiter. Es besteht kein Zweifel darüber, dass das Mädchen vor seiner Fremdversorgung sehr viel mitangesehen und miterlebt hat. Sie passte sich jedoch gut und rasch an, war anhänglich und zeigte nie irgend besondere Schwierigkeiten. Die Mutter besuchte das Kind selten. Es selber sprach nie über die Besuche und fragte nie. Die Fürsorgerin ihrerseits sprach selten oder nie über die Mutter, während die Pflegemutter dies nur im negativen Sinn tat. Mit 14 Jahren wurde dieses brave, nette Kind plötzlich in einem alarmierenden Ausmass «bubensturm» und als die Pflegemutter eines Tages Briefe entdeckte, die ihrer Ansicht nach vulgär und verführerisch waren, hatten die friedlichen Tage ein Ende. Da dieses Verhalten genau demjenigen der Mutter gleich, wird niemand die Pflegemutter davon überzeugen können, dass in diesem Falle Blut nicht stärker ist als Wasser, oder dass die guten Pflegejahre nicht samt und sonders verloren und vergeudet waren.

2. Der Bub war unehelich geboren, wuchs in verschiedenen Pflegeplätzen auf und kamt mit 3 Jahren in eine Familie, wo er aufwuchs und später adoptiert werden sollte. In all diesen Jahren besuchte ihn seine Mutter nie. Der Junge fragte nie nach ihr, obschon er wusste, dass seine Pflegeeltern nicht seine eigenen Eltern waren. So weit bekannt ist, erwähnte auch nie jemand seine Mutter ihm gegenüber. In der Pubertät zeigten sich gewisse, kleinere Schwierigkeiten in seinem Verhalten, die ständig zunahmen. Er weigerte sich, seine Pflichten in der Landwirtschaft zu erfüllen und verliess das Heim, ohne dass man je wusste, wo er war und was er trieb. Er liess wissen, dass er nicht mehr daran denke seiner Pflegemutter zu gehorchen, obschon er ihr früher sehr zugetan war. Er begann viele Fragen über seine Mutter zu stellen, die er nie gesehen hatte. Schliesslich verlangten seine Pflegeeltern seine Wegnahme und damit begann eine Serie erfolgloser Arbeits- und Heimplazierungen.

Solche Beispiele zwingen uns, uns näher mit der Eltern-Kind-Beziehung zu befassen. — Wie kommt es, dass eine Mutter, die scheinbar vergessen war, plötzlich mehr Einfluss auf das Leben ihres Kindes hat als das Pflegeheim? Wie kann ein Junge, der seine Mutter nie gekannt hat, von ihr so beeinflusst werden, dass er nach 11—12jähriger Pflege und Betreuung durch eine mütterliche, liebende Pflegemutter seine Pflegeeltern ablehnt? Gibt es etwas in der Eltern-Kind-Beziehung, das den Eltern eine geheimnisvolle Kontrolle über das Kind gibt, selbst in ihrer Abwesenheit? Und sind Pflegeeltern und Sozialarbeiter dagegen hilflos?

Um diese Fragen beantworten zu können, müssen wir auf ein Missverständnis zurückgehen, auf dem viele Fremdplazierungen beruhen. Es ist das Missverständnis zu glauben, dass man nur ein Kind aus einem schlechten Milieu herausnehmen und es in ein gutes versetzen müsse, damit es ein guter, angepasster Bürger werde. Diese Auffassung, das Kind sei ein beeinfluss- und biegbares Stück Material, das in jede beliebige und gewünschte Form gegossen werden könne, sobald es die richtige Erziehung und Ugebung habe, ist Teil der historischen Entwicklung der Jugendfürsorge. In dieser vereinfachten Auffassung wird das Verhalten als ein Resultat von guten Gewohnheiten und der Erziehung angesehen. Sie übersieht, dass Tendenzen schon vorgeformt sind, dass das Kind ein inneres Leben hat, das ebenso sehr bestimmend sein kann für seine Entwicklung wie das äussere Leben, dass dieses innere Leben sogar das äussere verneinen kann.

Seither hat die soziale Arbeit genug wissenschaftliche Erkenntnisse aufgenommen, um uns von der Fragwürdigkeit dieser früheren Auffassung zu überzeugen. Wir wissen heute, dass das Innenleben eines Kindes sehr kompliziert ist; dass jedes Kind, das in eine fremde Familie kommt, als ein Mensch betrachtet werden muss, der Hilfe braucht, und dass es in unserem Denken keinen Platz mehr geben darf für Verallgemeinerungen über ein gutes oder schlechtes Milieu. Wir wissen heute, dass es Kinder gibt, die in einer guten Fremdfamilie oder Heim plaziert, diese nicht ausnützen können. Die Weisheit eines Volkes zeigt sich oft in seinen Sprichwörtern, wie «Man kann wohl ein Pferd zur Tränke führen, aber man kann es nicht zum Trinken zwingen.» So kann man auch nicht Kinder aus einem Milieu einfach herauspicken und es in ein anderes niederfallen lassen. Leider ist aber wissenschaftliches Denken nicht bis in alle Räder unseres Jugendfürsorgeapparates eingedrungen oder wissenschaftliche Erkenntnisse haben uns nicht so stark berührt, dass wir unsere Praxis konsequent genug umgestalten.

Die Gründe dafür, warum Fremdplazierungen kein Allheilmittel ist für alle Schwierigkeiten von verwahrlosten oder hilfsbedürftigen Kindern, sind vielfältig und zahlreich. Sie auszuführen, hiesse ein Buch schreiben. Man müsste auch alle diejenigen Eltern berücksichtigen, die nie fähig sein werden, eine Fremdversorgung für ihre Kinder zu akzeptieren; man müsste die vielen Aspekte des Innenlebens eines Kindes berücksichtigen und die Art und Weise, wie es auf die Fremdplazierung vorbereitet wurde. Hier möchten wir nur auf einige Aspekte des Innenlebens des Kindes eingehen, soweit es in Beziehung steht zur Beziehung Kind-Eltern.

Vor allem müssen wir akzeptieren können, dass

1. das Kind mit einem Teil seines Ichs eine Beziehung zu seinen Eltern unterhält;
2. dass es zahllose Fälle gibt, die beweisen, dass die äussere Trennung von den Eltern keine genügende Massnahme ist, um den Einfluss der Eltern auf das Kind zu unterbrechen.

Im Gegenteil, die Trennung von den Eltern kann dazu führen, dass das Kind sie idealisiert. Ihr Einfluss mag deutlicher werden, wenn wir zu unseren zwei Beispielen zurückkehren. Beginnen wir mit dem kleinen Mädchen: Die Psychiater sagen uns, dass unsere Persönlichkeit bis zur Zeit des Schulbeginns ziemlich durchgebildet und festgesetzt ist. Der Prozess, der dazu führt, ist kompliziert und es mag hier genügen, wenn gesagt wird, dass das kleine Mädchen in dieser Zeit werden will wie seine Mutter. Diese Entwicklung ist gekennzeichnet durch zwiespältige Gefühle von Liebe und Hass, Bewunderung für die gewünschten Qualitäten, die die Mutter hat und von Eifersucht. Diese ambivalenten Gefühle führen zu Spannungen, die am besten verarbeitet werden können, wenn das kleine Mädchen unter der liebenden Obhut seiner Mutter bleibt. Dieser normale Weg zur Lösung des Problems wird erschwert und verkompliziert, wenn das Kind von seiner Mutter wegkommt. Die Liebe zur Mutter und das Bedürfnis von ihr geliebt zu werden, hält an, findet jedoch keine natürliche Befriedigung. Die zwiespältige Haltung wird verstärkt durch das Gefühl verlassen und abgelehnt zu werden und die Plazierung bedeutet oft eine Bestärkung des Gefühls, von der Mutter nicht genug geliebt zu werden. In der Pflegefamilie oder im Heim findet das kleine Mädchen eine andere Mutter, die freundlich, herzlich und liebend ist — und alles geht gut. Das Kind akzeptiert diese Liebe und scheint gut angepasst. Was aber geschieht mit Bezug auf seine Mutter? Wenn immer sie zu einem ihrer seltenen Besuche kommt oder wenn sich die Frage des Weihnachtsurlaubes zuhause stellt, zeigt die Ersatzmutter direkt oder indirekt ihr Nicht-einverstanden-sein und ihre unmissverständlichen Bemerkungen, dass die Mutter und ihre Umgebung einen schlechten Einfluss haben könnten. Diese Tendenz kommt wahrscheinlich von der Tatsache, dass wir wünschten, Kinder hätten ideale Eltern und wenn wir entdecken, dass sie das Gegenteil davon sind und ihre Kinder in Schwierigkeiten bringen, macht uns das unsägliche Mühe. Dieses Ausweichen beim Thema einer Mutter mit schlechter Reputation wird dann zu einer Behandlung oder Hilfe für uns selber. Wir gehen dabei aber vollständig an der Tatsache vorbei, dass wir, wenn wir mit dem Kinde über seine Mutter sprechen würden, wir ein Thema aufgreifen, von dem das Kind wahrscheinlich bereits mehr weiss als wir selbst.

So muss das Kind den Eindruck bekommen, dass wahrscheinlich mit dieser Frau, seiner Mutter, etwas Wichtiges nicht stimmt und dass es sie nicht lieben sollte. Dennoch bleibt das Bedürfnis, sie zu lieben und von ihr geliebt zu werden, bestehen. Gleichzeitig verurteilt das Kind seine eigene Ablehnung der Mutter gegenüber und seine entsprechenden negativen Gefühle und zeigt ein starkes Bedürfnis loyal zu sein und sie zu verteidigen. Dadurch werden beide, Liebe und Hass, unterdrückt und verdrängt, was heisst, dass sie «untertauchen» und während sie sowohl dem Kind wie der Umgebung verborgen bleiben, bleiben sie aktive Faktoren in seiner Persönlichkeitsentwicklung. Ein Weg, um zu dem Menschen zu kommen, den

wir lieben und nach dem wir verlangen, ist der, dass wir werden, wie jener Mensch. So «bekommt» das kleine Mädchen, wenn es erwachsener wird, seine Mutter, indem es wird wie sie. In der Adoleszenz zeigt sich das «Buben-sturme» Verhalten und nun sagen alle: «ist es nicht schade — sie wird genau wie ihre Mutter — und dies nach allem, was wir für sie getan haben!»

Ein Wichtiges aber wurde bei dem «nach allem, was wir getan haben», übersehen. Das ist der Mangel an Gelegenheiten, die wir dem Kinde gegeben haben über seine Mutter zu sprechen. Wir hätten ihm dies nicht nur erlauben, sondern es dazu ermutigen sollen, ermutigen, Fragen zu stellen und von ihr zu sprechen. Jemand hätte anerkennen müssen, dass es natürlich ist, dass es sie liebt. Ungefähr jedermann liebt seine Mutter und tatsächlich ist dann etwas verkehrt, wenn man es nicht tut, nicht wenn man es tut. Wenn das Kind dann gelernt hätte, dass niemand sein Verlangen und sein Bedürfnis verurteilt und dass es sie nicht mehr länger verteidigen muss, würde das Kind auch von seiner Enttäuschung über ihr Versagen sprechen. Durch solche Schritte wäre es nicht nötig gewesen, dass das Kind seine ambivalenten Gefühle in dem Masse verdrängt, dass sie in ihm wie eine fünfte Kolonne wirken und alle unsere positiven Bemühungen unterminieren. Das Sprechen und Fragen hätte auch Spannungen gelöst und das Kind freier gemacht dem Vorbild seiner Erzieher zu folgen.

Kehren wir noch rasch zu dem Knaben zurück, der seine Mutter nie gekannt hat. Wie beeinflusste sie sein Leben in einem Ausmass, dass er das einzige Heim verlor, das er je besessen hatte? Können Sie sich vorstellen, dass ein Kind in einem Heim aufwachsen kann, von dem es weiss, dass es nicht sein eigenes ist und nie, nie fragen, wer und woher es ist? Wer waren sein Vater und seine Mutter? Wie waren sie? Gleicht es ihnen? Warum gaben sie es weg? Warum kamen sie nie auf Besuch? Eine solche Abwesenheit jeglicher Neugier ist unmöglich! Können Sie sich in diesen Knaben hineinversetzen und spüren, wie er sich all die Jahre hindurch darnach sehnen musste, etwas über seine Familie zu hören? Welche Verteidigung hat er gegen die Ungerechtigkeit des Lebens und der Welt, die ihm etwas vorenthielt, was für jedes Kind normal ist? Ist es nicht auch in diesem Falle logisch zu denken, dass in der Pubertät der normale Trieb, unabhängig zu sein, sich selber zu sein durch das Ressentiment verstärkt wurde, dass jene Leute gar nicht seine Eltern sind? Was schuldet er ihnen eigentlich? Dies mag keine strikte logische Ueberlegung sein, da er ihnen wahrscheinlich sehr viel verdankte, aber an wem kann er sonst sein Ressentiment ausleben, ein Ressentiment, nicht nur, weil er keine Eltern hat, sondern weil er nichts über sie weiss. Abgesehen von der Feststellung, dass dieser Junge vielleicht besser hätte adoptiert werden sollen als jahrelang in einem Pflegeverhältnis leben, wäre es nicht besser gewesen, die Fürsorgerin, der Fürsorger hätten von Zeit zu Zeit mit ihm über seine Eltern gesprochen, ihm erklärt, dass es seiner Mutter nicht möglich war für ihn zu sorgen, dass sie ihm ein gutes Heim mit Vater und Mutter bieten wollte. Es ist durchaus möglich,

dass wenn einige dieser Fragen beantwortet worden wären, sein Wunsch irgendwohin zu gehören, seine Loyalität und seine Liebesbedürfnisse verstärkt worden wären und dass er sich in der Pflegefamilie zurechtgefunden hätte.

Was können wir aus diesen Beispielen lernen? Sie bestärken, was wir bereits wissen, nämlich, dass das Kind fortfährt eine gewisse Beziehung zu seinen Eltern aufrecht zu erhalten, oft lange nach der räumlichen Trennung. Diese Beziehung kann sogar ausschliesslich im Innenleben des Kindes bestehen und kein Gegenstück in der Wirklichkeit haben. Es kann auf Phantasien aufgebaut sein, auf unausgesprochenen Hoffnungen, auf unerfülltem Verlangen. In ihr kann sein: Liebe, Zorn, Enttäuschung. Welches immer diese Gefühle sind, ein Teil ihrer Kraft und Stärke auf das Verhalten des Kindes kommt aus der Tatsache, dass sie verborgen sind. Diese Gefühle, die keinen Ausfluss haben und daher unter der Oberfläche bleiben, haben dennoch eine starke Wirkung auf die Persönlichkeitsentwicklung.

Bis dahin haben wir drei Ideen entwickelt. Es sind dies:

1. Die Trennung der Eltern vom Leben eines Kindes eliminiert nicht unbedingt ihren Einfluss auf dieses Kind; dies trotz der Tatsache, dass es besser zu gehen scheint, wenn sich die Eltern nicht zeigen.
2. Starke, zwiespältige Gefühle den Eltern gegenüber können im Kind vorhanden sein.
3. Die Stärke und der Einfluss dieser Gefühle werden durch das Verstecken, Verheimlichen verstärkt.

Welche praktische Bedeutung haben diese Tatsachen für unsere Praxis? Weil Vorbeugen besser ist als Heilen, sollten wir vor allem zu verhindern suchen, dass diese Schwierigkeiten entstehen. Die erste Folgerung ist die, dass es nötig und wichtig ist, dass der Sozialarbeiter (Fürsorger, Erzieher) die Initiative ergreift, um den Kindern in ihren Konflikten in der Eltern-Kind-Beziehung zu helfen. Anna Freud sagt: «Die Bilder der Eltern müssen in den Kindern wachgehalten werden.» Selbst wenn die Eltern gestorben oder lebenslänglich in einer Heilanstalt versorgt sind oder wenn sie uns ausserhalb des Lebens des Kindes scheinen, wie dies im Beispiel des Jungen der Fall war, müssen wir die Initiative ergreifen und mit dem Kinde über sie sprechen: Wer sie waren, wie sie waren und welche Lebenssituationen sie zwangen oder veranlassten das Kind in Fremdversorgung zu geben. Es ist selbstverständlich, dass all dies nicht am Anfang und nicht wahllos dem Kind übermittelt wird. Auswahl und Zeitwahl werden dem Kind angepasst und verlangen ein geschicktes Vorgehen.

Es gibt 3 mögliche Wege, auf denen wir dem Kind in diesen Schwierigkeiten helfen können:

1. Der erste ist das *Gespräch über die Eltern*. Das ist nicht so einfach, wie es tönt, wie wir alle wohl wissen. Die Gründe dafür liegen aber vor allem in uns selber und zentrieren alle mehr oder

So sehr mich das Problem des Elends in der Welt beschäftigte, so verlor ich mich doch nie in Grübeln darüber, sondern hielt mich an den Gedanken, dass es jedem von uns verliehen sei, etwas von diesem Elend zum Aufhören zu bringen.

Albert Schweitzer.

weniger um die Angst. Oft haben wir Angst vor der Einstellung der Kinder zu ihren Eltern. Wir fürchten, dass die Kinder abschätzig oder schlecht von ihren Eltern sprechen. Kritik der Stellung und Autorität, die Eltern repräsentieren, geht nicht nur gegen unsere ganze Erziehung, sondern wecken in uns die Furcht, dass, wenn wir dem Kind das Recht einräumen, offen seine Eltern zu kritisieren, wir es ermuntern, Kritik an jeder Form von Autorität zu üben. Dies könnte bedeuten, dass es dann auch seinen Ersatzeltern den Gesetzen und Behörden gegenüber diese Einstellung annehmen würde. Diese Befürchtungen sind jedoch grundlos. Im Gegenteil, wenn das Kind Ressentiment und Enttäuschungen Erwachsenen gegenüber, die es verlassen, verstossen, ständig bestraft usw. haben, hat, so bedeutet es für das Kind ein positives, stärkendes Erlebnis endlich im Sozialarbeiter einen Menschen zu finden, der die Berechtigung seiner Gefühle akzeptiert und ihm offen zugibt, dass das Leben hart und oft ungerecht ihm gegenüber war. Solch ein Erlebnis kann seinen Glauben in die guten Intentionen der Erwachsenen wieder herstellen und bestärken.

Merkwürdigerweise sind wir oft ebenso ängstlich der Liebe gegenüber, die ein Kind selbst für kriminelle oder versagende Eltern hat. Wir fürchten diese Liebe, weil wir alle um die Wirkung des Vorbildes und der Identifizierung wissen. Oberflächlich gesehen, scheint es, als ob wir, wenn wir diese Liebe gelten lassen, es darin bestärken würden, so zu werden wie seine Eltern. Auch dies stimmt nicht unbedingt. Tatsächlich zeigt unser erstes Beispiel, wie das Gegenteil zutraf. Ein Grund dafür, warum sie wurde wie ihre Mutter, war der, dass sie die Mutter suchte, die man ihr vorenthielt, denn das Nicht-sprechen von ihr war nur eine Form sie zu verneinen.

Es gibt noch einen anderen Grund, weshalb es uns schwer fällt mit den Kindern von ihren Eltern zu sprechen. Wir haben *Angst vor dem Verhalten der Eltern*, und darum Angst davon zu sprechen. Denken wir nur an Sexualverbrechen durch Eltern, von denen wir wissen. Denken wir an Arbeitsscheu, Alkoholismus, Kriminalität usw. Können wir darüber mit der Freiheit sprechen, mit der wir über andere Dinge, z. B. über das Wetter sprechen? Weil wir menschlich sind, heisst die Antwort wohl in vielen Fällen: Nein. Dennoch kommen wir nicht darum herum, dass wir als Sozialarbeiter berufen sind, Situationen zu klären, die mehr als alltägliche Qualitäten von uns verlangen. Wir können ruhiger über solche Verhaltensweisen sprechen, wenn wir dahinter und tiefer sehen könnten als nur auf das äussere Verhalten. Vielleicht würden wir z. B. feststellen, dass viele Verhaltensweisen ein verzweifelter Versuch sind,

glücklich zu sein. Wir würden feststellen, dass manche Wünsche die gleichen sind wie die unsrigen. Wenn wir noch weiter schauen, würden wir feststellen, dass die eingeschlagenen Wege, menschliche Bedürfnisse zu befriedigen, sich von den unsrigen unterscheiden, weil das Leben dieser Menschen voller Vernachlässigungen, leer von nötigen Satisfaktionen (Befriedigung) war und sie nur diese Formen von selbstschützenden Verhaltens- und Reaktionsweisen kennen lernten. Wenn wir diese Menschen von diesem Gesichtspunkt aus ansehen können, so müssen wir uns oft wundern über den Mut, der sie aufrecht erhält. Nur wenn die Gefühle des Sozialarbeiters den Eltern gegenüber warm und freundlich sind, nur wenn er sieht, was hinter und unter dem äusseren Verhalten liegt, nur dann kann er mit dem Kind über seine Eltern sprechen. Wenn er versucht weitherzig zu sein, während er in Wirklichkeit wertend und verurteilend ist, wenn er versucht kritische Einstellung hinter Toleranz zu verbergen, wird das Kind das spüren. Dann aber belastet er mit seinen Konflikten nur das Kind und verstärkt dessen eigene Konflikte.

Es ist dieses «Wie» im Gespräch mit den Kindern, welches am schwersten für uns zu erfassen ist. Es muss ein natürliches «Wie» sein, basiert auf dem Akzeptieren der Eltern und der zwiespältigen Gefühle des Kindes ihnen gegenüber. Sobald wir mehr Übung im «Wie» haben, wird das «Was» — sagen leichter. Erstens sagen wir immer die Wahrheit. Kinder können sie ertragen, wenn damit viel Wärme, wirkliches Interesse von unserer Seite verbunden ist. Was wir sagen, basiert auf dem, was das Kind uns sagt oder fragt, vorausgesetzt, dass wir wirklich durch unsere ganze Art und unser Verhalten das Kind dazu ermutigt haben. Es ist wichtig, dass wir Kindern in Fremdplazierung helfen, sich von der Vergangenheit zu lösen, damit sie von der Gegenwart und Zukunft profitieren können. Sie brauchen dabei Hilfe, damit sie ihren eigenen Anteil in der Eltern-Kind-Beziehung so modifizieren können, dass sie innerlich für das neue Leben frei werden. Es scheint auf den ersten Blick paradox, dass Kinder dann ihre Vergangenheit leichter ab- und aufgeben können, wenn sie einen Teil davon behalten dürfen in der Form, dass man mit ihnen von dieser Vergangenheit spricht. Sie können aber tatsächlich ihre Beziehung zu den Eltern am besten dann modifizieren, wenn von ihnen kein Verzicht darauf verlangt wird.

Das «Wann» im Gespräch mit Kindern über ihre Eltern ist von besonderer Wichtigkeit. Im Moment der Versorgung kommt man nicht darum herum, über die Eltern zu sprechen, weil man dann von den Gründen, die zur Versorgung führten, sprechen muss. Es ist aber wichtig, dass man dann nur soviel Informationen gibt, als das Kind verdauen kann. Zuerst geben wir einfache Tatsachen. Sobald dann das Kind in seiner neuen Umgebung heimischer und sicherer wird, kann man über mehr Details sprechen. Auch das Alter der Kinder muss berücksichtigt werden, denn man wird bei einem 5jährigen anders vorgehen müssen als bei einem 15jährigen. Man kann einem 5jährigen Kind nicht einfach sagen, dass und warum seine Eltern es weggeben mussten und dann überhaupt nicht mehr

auf das Thema zurückkommen, weil das Kind vielleicht nicht mehr darnach fragt. Das Thema muss offen bleiben und der Sozialarbeiter hat dem Kind zu helfen seine eigenen Fragen zu formulieren, die anders, erweitert und vertieft werden sollten, je älter und reifer das Kind wird.

Damit kommen wir zum zweiten Weg, auf dem das Bild der Eltern wach und lebendig erhalten bleiben kann:

2. Neben der Hilfe im Fragen und in der Stellungnahme zu den eigenen Eltern kann der Fürsorger und Erzieher dem Kind zeigen und es spüren lassen, dass es *auch in der Fremdfamilie einen Platz für seine Eltern* gibt, indem dem Kind erlaubt wird, Photographien, Bilder und andere Andenken aus dem Elternhaus mitzunehmen und zu benutzen. Warum haben so wenig Kinder in Pflegefamilien und Heimen nett gerahmte Bilder von ihren Eltern hängen? Viele haben kleine Momentaufnahmen, aber warum sollte den Eltern nicht ein Ehrenplatz eingeräumt werden? Wie viele von uns waren je in einer Schule oder in der Fremde ohne solche Bilder? Warum helfen wir den Eltern nicht, solche Bilder für ihre Kinder zu beschaffen? Andenken an sein Elternhaus würden dem Kind viel helfen können. Ich frage mich, warum wir, wenn wir dem Kind bei der Vorbereitung auf die Versorgung helfen, nicht vorschlagen, es möchte einen lieben Gegenstand mitnehmen. Bilder und Andenken sollten von uns dann ab und zu bei Gelegenheit erwähnt werden. Den Pflegeeltern müsste geholfen werden, einzusehen und zu akzeptieren, dass ein gelegentliches Gespräch über die eigenen Eltern dem Kind helfen würde. Wenn z. B. das kleine Mädchen schönes, blondes Haar hat wie seine Mutter, warum könnte dies die Pflegemutter nicht bei Gelegenheit erwähnen, genau so wie sie es bei ihrer eigenen Tochter feststellen würde? Warum können wir nicht bei Gelegenheit zu einem Kind bemerken, dass sein Vater nächste Woche Geburtstag hat. Wie alt würde er jetzt sein? Durch solche Gespräche über Details im Familienleben wächst in uns allen das Gefühl, in eine Familie zu gehören, spüren wir unsere Wurzeln in der Vergangenheit. Dadurch wird es auch möglich, seine früheren Beziehungen zu modifizieren. Ihr grösster Wert aber für das fremdplazierte Kind liegt darin, dass das Kind spürt, dass es dem Fürsorger und Erzieher gegenüber frei genug ist, von seinen eigenen Eltern und seinen Gefühlen ihnen gegenüber zu sprechen. Vielleicht hätte der Titel dieses Aufsatzes besser heissen sollen: «Ein Plädoyer für Offenheit». Viele von uns werden einwenden, dass es schwierig sein wird, Pflegeeltern für ein solches Vorgehen zu gewinnen. Das ist zweifelsohne wahr. Dennoch dürfen wir alle nicht vergessen, dass letzten Endes Pflegeeltern dem Kind dienen sollen und wollen und unsere Beratung und Unterstützung der Pflegeeltern muss immer in dieser Richtung gehen.

3. Der dritte Weg, dem Kind in seiner Eltern-Kind-Beziehung zu helfen, liegt ausser unserer Arbeit mit den Pflegeeltern — *in der Arbeit mit den Eltern* selber. Wir geben zu, dass alles, was bisher über die Arbeit mit dem Kind und den

Pflegeeltern gesagt wurde, zeitraubend ist. Gute Jugendfürsorge ist weder leicht noch billig. Man wundert sich oft, ob nicht ebenso gute Resultate erzielt werden könnten, wenn wir gleichviel Zeit und Kraft für die Arbeit mit den Eltern vor einer Fremdversorgung aufwenden würden; wenn wir den Familien so helfen würden, dass sie zusammen bleiben könnten. Dieser Aufsatz erlaubt nicht, auf das Gesamtproblem der Familienfürsorge einzugehen, doch soll hier ein Teilaspekt erwähnt werden. In der Fürsorge, vor allem auf dem Lande, vereinigt die Fürsorgerin, der Fürsorger, oft mehrere Funktionen in einer Stellung. Schwierigkeiten kommen vor allem aus ihrer Eigenschaft als abklärendes oder ausführendes Organ des Gerichtes, der Vormundschaftsbehörde und der Armenpflege. Unter dem Druck ihrer Arbeit, der Behörden, der Gesellschaft wird sie oft gezwungen, zu rasch und zu direkt zu arbeiten, oft in der Richtung einer Auflösung der Familie, die als Lösung für das Problem gesehen wird. Dadurch werden oft bestimmte Schwierigkeiten lediglich gegen andere Schwierigkeiten eingetauscht. Als ein kleiner Schritt in der Richtung der Verhütung neuer Komplikationen müssen wir uns daher mit den Funktionen des Fürsorgers, besonders in der Jugendfürsorge, weiter beschäftigen.

In allen Fällen aber, in denen die Fremdplatzierung die einzige und beste Möglichkeit erscheint, sei es, dass die Eltern unfähig oder nicht in der Lage sind mit den Schwierigkeiten fertig zu werden, dass sie selber eine Aenderung wünschen usw., müssen wir auch den Eltern helfen, im Leben ihrer Kinder eine modifizierte Rolle zu spielen. Die Art und Weise, wie Eltern sich in die neue Situation hineinfinden und ihre neue, veränderte Rolle übernehmen, wird bis zu einem gewissen Grad beeinflusst durch die Behandlung, die sie selber durch den Sozialarbeiter erfahren und durch die Fürsorgestelle oder das Amt, das er repräsentiert. Wenn wir Fälle durchgehen, in denen die

Eltern plötzlich ihre Kinder nicht mehr besuchen, ihnen nicht mehr schreiben usw. und damit den Kontakt mit ihnen verlieren, bekommen wir den Eindruck, dass es geschah, weil wir nicht, oder zu wenig, versucht haben, die Eltern spüren zu lassen, dass auch sie wichtig sind. Dadurch werden sie aus ihrer Rolle als Eltern gedrängt, spüren ihre Niederlage und ihr Versagen. Diesem Versagen, dieser Niederlage gegenüber bei jedem Besuch in der Heim- oder Pflegefamilie, die sie ersuchen, nicht soviel Schleckwaren zu bringen, nicht zu lange zu bleiben, nicht zu oft zu kommen usw., geben sie es schliesslich auf. Nur wenn wir erfassen und erkennen, warum Eltern zu viel Schleckwaren bringen, zulange bleiben, zu oft kommen, nur wenn wir Einsicht erlangen in ihr Leben, ihre Gefühle, ihre Bedürfnisse, nur wenn wir mit ihnen und für sie als Mensch fühlen, können wir ihnen helfen, einzusehen und es anzunehmen, dass sie einen Teil ihrer Verantwortung — nicht die Verantwortung überhaupt — aufgeben müssen. Kinder brauchen die Besuche ihrer Eltern. Anna Freud und andere haben hervorgehoben, wie falsch es ist, wenn wir die Eltern bitten, mit dem Besuch einige Wochen zuzuwarten, bis das Kind sich in seiner neuen Umgebung zurecht gefunden hat. Wir wissen heute, dass es für das Kind besser ist, wenn es von seinen Eltern bald nach seiner Platzierung besucht wird, auch dann, wenn diese Besuche verständlicherweise sein Heimweh und seinen Kummer erhöhen.

Alles, was bisher gesagt wurde, enthält bereits die eine wichtige Schlussfolgerung: Je mehr wir dazu kommen, die Bedeutung der Eltern im Leben des fremdplazierten Kindes zu erkennen und in ihnen den Menschen zu respektieren, umso seltener werden wir Kinder zu rasch, überstürzt plazieren, bevor wir nicht mit allem uns zur Verfügung stehendem Können versucht haben, ihnen ihr eigenes Nest zu erhalten, das für jedes die eigene Familie ist.

Die Strafrechtstheorien-Insel

Eine Folge von Aufzeichnungen nach dem Buche «Der Berufsverbrecher», von Robert Heindl, und ein Versuch theoretische Erwägungen und praktische Auswirkungen im Schweiz. Strafvollzuge zu vergleichen.

Von C. Sacchetto, Adjunkt der Arbeitserziehungsanstalt Kalchrain TG

Als die Franzosen die Südsee-Insel Neukaledonien in Besitz genommen hatten, war ihnen zunächst nicht klar, was sie damit anfangen sollten. Da kam nach langjährigem Nachdenken ein Minister Napoleons III. auf eine grossartige Idee: «Wir haben», so sagte er zu seinen Kollegen, «eine prachtvolle Kolonie mit einem garantiert gesunden Klima. Eine Kolonie, in der es keine wilden Tiere ausser den Eingeborenen gibt, in der keine giftigen Schlangen und keine fieberschwangeren Insekten hausen. Ein Land, in dem man bloss den Boden zu kratzen braucht, um Nickel, Kobalt und Chrom in Mengen zu gewinnen. Die Bäume sind mit Früchten überladen. Die landschaftliche Schönheit ist deliziös».

«Dieses Land ist der richtige Platz zur Errichtung von — — » — «Von Bergwerken — — » — «Nein, ich wollte sagen von — — » — «Von Farmen und Faktoreien? — — » — «Von Verbrecherkolonien.» Und der Minister verwirklichte seinen Plan. Der Vorschlag fand überall Gefallen und Napoleon III. unterzeichnete das Dekret vom September 1863, das Neukaledonien zur Strafkolonie machte. So wurde einer der wundervollsten Erdenwinkel zur Zuchthäuserinsel. Das pöologische und psychologische Experiment konnte also unter den besten Voraussetzungen beginnen. Neukaledonien war ja ein Versuchsterrain par excellence! Klima und Temperatur erinnern an die Riviera und die Szenerie ist so entzückend, dass ein Engländer ein-